

Inhalt

Einleitung	11
1 Die Geschichte rassistischen Denkens in Deutschland	15
Das Volk	17
Die »polnische Frage«	23
Deutsches Blut	30
Koloniales Erbe	38
Die »Rheinlandbastarde«	48
Anti-Schwarze Debatten	55
Vertrieben	59
Die »Gastarbeiter«	70
Der kriminelle Ausländer	88
Kriminell per Geburt: Sinti:zze und Rom:nja	93
Kein Einwanderungsland	100
Asyl	104
Boat people	111
Die »Ausländer«	118
Ausländer in der DDR	121
Die Deutsche Einheit	126
2 Rassismus ist nicht extremistisch	129
Rassistische Glaubenssätze	129
Kollektiver Rassismus: Beispiel Polen	136
Rassismus – überall, aber nicht bei uns	142

3	Wer ist Deutsch? Die Staatsbürgerschaftsdebatte	147
	Unterschreiben gegen »Ausländer«	152
	Passdeutsch	162
	Einschub: Integration, gescheiterte	164
	Berlin – Zentrum der Nichtintegrierten	165
4	Die Angst vor dem R-Wort oder:	
	Das Meisternarrativ	178
	Wie aus Rassismus Gewalt wird	180
	»Rassismuskeule«	185
	Normalisierung	193
	Das rassistische Feigenblatt	200
	It's the Menschenfeindlichkeit, stupid	206
	Das Meisternarrativ	207
	Keine Änderung in Sicht	213
5	Die Nahostkonflikt-Debatte	216
	Importierter Antisemitismus	217
	Antisemitismus abschieben	224
	Spalten statt verbinden	227
	Jüdischer Schmerz	230
	Rassismus vs. Antisemitismus /	
	Anstisemitismus vs. Rassismus	234
	Eine sachliche Diskussion	238
	Homegrown antisemitism: Hubert Aiwanger	243
	»Remigration« mit anderen Worten	246
6	Die Migrationsdebatte	254
	»Köln«	254
	Medien und Migration	273
	Strukturkrise	279
	Die Überlastung	285
	Deutschland vs. Die Welt oder: »Pull-Faktoren«	298

Die Kapitulation vor der Wahrheit	310
7 Rassismus bei progressiven Kräften	315
»Asylkompromiss«	317
Die »Gutmenschen«	326
Rassismus ist weder »rechts« noch »links«	328
Verbinden statt spalten	333
8 Die AfD oder: Die Mär vom Rechtsruck	337
Lemminge	343
Die »neue Dimension«	345
AfD-Wähler:innen: Die verwirrten Wesen	350
Gewöhnung an das Unmenschliche: Der »Rechtsruck«	355
Schluss: Deutschland – (k)ein Einwanderungsland oder: Das andere Narrativ	360
Anhang	373
Den Opfern einen Namen geben: Todesopfer seit 1945	373
Danksagung	416
Anmerkungen	418
Literaturverzeichnis	453

2 Rassismus ist nicht extremistisch

Rassistische Glaubenssätze

In ihrem Buch *Biased* erzählt die Sozialpsychologin Jennifer L. Eberhardt die Geschichte, wie sie zum ersten Mal mit ihrem fünfjährigen Sohn Everett eine Flugreise unternahm. Sie erzählt von seinen aufgerissenen Augen, wie man sich eben einen kleinen Jungen bei seinem allerersten Flug vorstellt. Dann, erzählt die Stanford-Professorin, entdeckte ihr Sohn einen Schwarzen Mann im Flugzeug. Everett sagte: »Hey, der Typ sieht aus wie Papa.« Die Mutter schaute sich um; der Mann, den Everett meinte, war der einzige Schwarze Passagier. Ihr Sohn musste also ihn gemeint haben. Nur sah er ihrem Mann überhaupt nicht ähnlich. Sie studierte den Mann genau; Haare, Gesicht, absolut keine Ähnlichkeit. Was für eine Ironie, dachte sie, jetzt muss eine Schwarze Forscherin ihrem Schwarzen Sohn erklären, dass nicht alle Schwarzen gleich aussehen. Aber bevor sie ihm das erklären konnte, sagte ihr Kind: »Ich hoffe, dieser Mann raubt nicht das Flugzeug aus.«

Sie fragte: »Was hast du gesagt?«

Und er antwortete, so »unschuldig und süß«, wie man es von einem kleinen Jungen erwartet: »Ich hoffe, der Mann raubt nicht das Flugzeug aus.«

»Warum sagst du das?«, fragte sie so sanft sie konnte. »Du weißt, dass Papa kein Flugzeug ausrauben würde.«

»Ja«, antwortete er. »Ich weiß.«

»Na, warum sagst du das dann?«

Er schaute sie mit einem traurigen Gesichtsausdruck an. »Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe. Ich weiß nicht, warum ich das *gedacht* habe.«

»Sogar ohne Böswilligkeit – sogar ohne Hass«, schreibt die Forscherin in ihrem Buch, »hat es die Schwarz-Kriminalität-Assoziation in den Geist meines fünfjährigen Sohnes geschafft, in den Geist aller unserer Kinder, in uns alle.«¹

Menschen werden, das wird kaum jemanden überraschen, nicht mit rassistischen Vorurteilen geboren. Schwarze sind kriminell, Araber belästigen Frauen, Z*klauen – das sind alles spezifische Denkmuster. Menschen erlernen diese Denkmuster, so wie sie alles erlernen. Gerade in jungem Alter geht dieses Lernen sehr schnell; das Gehirn bildet ständig neue Nervenverbindungen, Assoziationen werden geknüpft, Zusammenhänge erlernt. Viele richtige und gute Zusammenhänge: Wenn Mama da ist, bin ich sicher; wenn ich über die Straße gehe, muss ich nach Autos Ausschau halten; wenn ich mir weh tue, kümmert sich jemand um mich. Wie intensiv andere Zusammenhänge gelernt werden – zum Beispiel rassistische – hängt maßgeblich mit dem Umfeld zusammen. Dieses Umfeld ist in erster Linie die Familie, später die Freund:innen, die Schule, die Lehrer:innen, die Gesellschaft. Die Gesellschaft wiederum ist geprägt von Politik und Medien, von den Debatten, die geführt werden, von Strukturen, die geschaffen werden. Strukturen, in denen wir alle nicht nur leben, sondern die uns alle prägen. Ganz besonders junge Menschen, die wiederum die nächsten Generationen sein werden, die diese Strukturen wiederum weiter gestalten und beeinflussen.

Viele Jahrzehnte lang ist die Wissenschaft davon ausgegangen, dass das Gehirn wie eine Maschine funktioniert – einmal programmiert, lässt sich nicht mehr viel ändern. Erst

in den vergangenen Jahren wurde das Phänomen der Neuroplastizität eingehend erforscht – man weiß heute, dass genau das Gegenteil der Fall ist: Das Gehirn ist formbar, ständig im Wandel, es passt sich an, es verändert sich, je nachdem, was wir erfahren, was wir denken, sehen, hören, spüren. Es ist neuroplastisch.

Eine wichtige Studie in diesem Zusammenhang wurde im Jahr 2000 in Großbritannien durchgeführt: Unter Leitung der Neurologin Eleanor A. Maguire wurden in London mit Hilfe von Magnetresonanztomographen (MRT) die Gehirne von Taxifahrer:innen untersucht. Genauer eine bestimmte Struktur: Der Hippocampus. Der Hippocampus ist eine wichtige Hirnstruktur, zuständig für das Gedächtnis und für Erinnerungen. Die damals bahnbrechende Erkenntnis: Das Volumen des Hippocampus war bei Taxifahrer:innen größer als bei Personen, die diesen Beruf nicht ausübten. Die Forscher:innen konnten sogar die Korrelation feststellen, dass das Volumen des (hinteren) Hippocampus umso größer war, je mehr Jahre die Personen schon Taxi fuhren – das heißt, dass die Erfahrung, durch die komplexen Straßen Londons zu navigieren, zu konkreter Veränderung der Hirnstruktur geführt hat.²

Erfahrungen, Verarbeitung von Informationen, Eindrücke, sie alle formen das Gehirn. So konnte zum Beispiel die eingangs erwähnte Sozialpsychologin Jennifer Eberhardt in einer Studie in Stanford nachweisen, dass eine Struktur im Gehirn, die für das Erkennen von Gesichtern zuständig ist, unterschiedlich reagiert, je nachdem, ob Menschen die Gesichter von weißen oder von Schwarzen Menschen gezeigt werden. Eberhardt und ihre Kolleg:innen zeigten, dass die Abgrenzung von Menschen anderer Herkunft »im Inneren unseres Gehirns abgebildet ist«.³ Das kommt nicht von selbst und es ist nicht von Geburt an da: Es wird erlernt. So

wie Taxifahrer:innen die verschlungenen Wege Londons erlernen.

Das heißt auch, dass Rassismus in diesem Sinne nichts »Außergewöhnliches« ist. Wer in einer Gesellschaft aufwächst oder lebt, in der Rassismus – offen, subtil, bewusst und unbewusst – existiert, wird diese Muster und Denkweisen erlernen. Es ist also nicht die Frage, ob jemand ein »schlechter« Mensch ist oder gar »böse«, weil die Person rassistische Gefühle oder Gedanken hat. Wie bei dem kleinen Sohn von Jennifer Eberhardt, Everett, gelangen rassistische Narrative in unser Bewusstsein oder strukturell gesprochen in unser Gehirn. Wie alle »Storys«, die auf diese Art Eingang in unser Bewusstsein finden, glauben wir oft, dass sie wahr sind. Dazu gehören auch Storys wie »Ich muss fleißig sein, um geliebt zu werden« oder »Ich bin dümmer als andere« oder »Ich bin nicht schön genug« oder »Ich kann das nicht« oder »Ich bin einfach ein schlechter Mensch« oder viele mehr. Wer schon mal versucht hat, an sich zu arbeiten, um solche »Glaubenssätze«, wie man sie auch nennt, loszuwerden, weiß, wie schwierig das ist. Eindrücke, Erfahrungen, Glaubenssätze hinterlassen Spuren in unserem Gehirn. Das zeigt vor allem eins: Es macht einen Unterschied, in welcher Umgebung wir leben, was wir hören, was wir sehen – und was wir lernen. Einmal (unbewusst) Gelerntes ist nicht einfach so wieder herauszubekommen. Es geht – aber es bedarf eines Willens und bewusster Anstrengung.

Auch deswegen ist das zivilgesellschaftliche Engagement gegen Rassismus und Menschenfeindlichkeit unverzichtbar, genauso wie staatliche Programme und Förderungen. Zum einen bieten sie eine Anlaufstelle für Menschen, die den Willen haben, neue Sichtweisen zu erlernen und etwas zu verändern. Zum anderen stabilisieren sie die gesellschaftliche Umgebung: Denn je mehr Menschen die erlernten

Denkmuster in Frage stellen, umso größer ist in den verschiedenen gesellschaftlichen Räumen – Arbeitsplatz, Familie, Sportverein, Parteien – die Wahrscheinlichkeit, dass individuelle rassistische Denkmuster nicht zu gesellschaftlichen und strukturellen Rassismen werden. Viele Menschen, Organisationen und Unternehmen nutzen die Infrastruktur und das Wissen des zivilgesellschaftlichen Engagements, um sich über die Mechanismen von Menschenfeindlichkeit zu bilden. Das schützt nicht nur von Rassismus und anderen Formen der Menschenfeindlichkeit betroffene Menschen, sondern stärkt nachhaltig demokratische Resilienz. Die jahrzehntelange Arbeit der Zivilgesellschaft in Deutschland war und ist zentral für die Bewusstwerdung und den Abbau rassistischer Denkmuster – und damit für die Entwicklung und Weitergabe demokratischen Wissens. Denn Vielfalt und der Schutz von Minderheiten sind wichtige Säulen von Demokratien. Und dennoch: Die Zivilgesellschaft kann nicht all das auffangen, was strukturell verankert wird. Sie ist ein Faktor von vielen und hat es zunehmend schwer, gegenzusteuern, wenn Rassismus in einer Gesellschaft normalisiert ist.

Menschen, die in einer Gesellschaft leben, in der es eine dominierende Gruppe auf der einen Seite und ethnische Minderheiten auf der anderen Seite gibt, werden rassistische Denkmuster aufnehmen. Je mehr, umso stärker sind diese Denkmuster in dieser Gesellschaft verankert. Die Frage ist nun, was mit diesen Denkmustern »gemacht« wird. Und da ist eines, wie bereits erwähnt, ganz entscheidend: Das Umfeld. Dazu schreibt der Sozialpsychologe und Rassismusforscher Andreas Zick: »Nicht immer mündet Rassismus in eine Diskriminierung. Die Forschung gibt wichtige Hinweise, wann Einstellungen wie Rassismus zu Verhaltensweisen führen. Wesentlich ist zum Beispiel, ob das soziale Umfeld

einer Person den Rassismus als normativ angemessen betrachtet oder sogar gutheißt. Hält das Umfeld konsequent die Norm aufrecht, dass Rassismus unerwünscht ist, hemmt das die Ausbildung von rassistischer Diskriminierung.«⁴

Wächst beispielweise ein Kind in einer Familie auf, in der, ob offen oder eher nebenbei, rassistische Kommentare fallen, abfällig über Menschen gesprochen wird – oder auch, wenn das Kind beobachtet, dass in der eigenen Umgebung bestimmte Menschen schlecht behandelt werden, dann wird es das höchstwahrscheinlich ebenfalls erlernen. Ein weiteres Beispiel für den Einfluss der Umwelt auf unsere Wahrnehmung: In einer Studie der University of Washington zeigten Forscher:innen Kindern im Vorschulalter Videos, in denen eine erwachsene Frau zwei andere Personen begrüßt. Die Frau begrüßt eine der Personen mit einem Lächeln, lehnt sich zu ihr, spricht mit warmer Stimme und gibt ihr ein buntes Geschenk in die Hand. Bei der Begrüßung der anderen Person hat sie eine finstere Miene, lehnt sich von ihr weg, spricht mit kalter Stimme und gibt ihr nur widerwillig das Geschenk. Nachdem die Kinder das Video gesehen hatten, wurden sie gefragt, welche Person sie lieber mögen. 75 Prozent der Kinder mochten die Person lieber, die gut behandelt wurde. Auf die Frage, wem sie lieber das bunte Geschenk geben wollten, zeigten 69 Prozent der Kinder ebenfalls auf die Person, die nett behandelt wurde.⁵ Die (unbewusste) Schlussfolgerung der Kinder: Wenn du gut behandelt wirst, bist du ein guter Mensch. Wenn du schlecht behandelt wirst, bist du ein schlechter Mensch. Wenn in einer Gesellschaft bestimmte Menschen oder Menschengruppen konsequent als schlecht, nutzlos, kriminell oder mit anderen als negativ wahrgenommenen Eigenschaften beschrieben werden, kann man sich vorstellen, welche Auswirkungen das bis auf die individuelle Ebene hat.

Gerade weil wir derart von unserer Umgebung, von der Gesellschaft und den Strukturen, in denen wir leben, beeinflusst sind, soll es in diesem Buch nicht um den »individuellen« Rassismus gehen. Sondern um die Strukturen, die unsere Gedanken und unser Handeln formen. Zwar ist das individuelle Tun, die Arbeit jedes Menschen an sich, mit oder ohne Hilfe durch das Umfeld oder die Zivilgesellschaft, wichtig. Gleichzeitig: Wenn Menschen sich verändern möchten, müssen *sie* das wollen. Sie müssen sich Informationen holen wollen, bereit sein, Denkmuster zu verändern – sie müssen wortwörtlich Nervenbahnen verändern. Dann besteht Offenheit für Gespräche, für einen Austausch und für Veränderung. So eine Veränderung geschieht nur selten durch Druck oder gar Zwang. Die berühmte »Wählerbeschimpfung« führt in der Regel nicht dazu, dass die Beschimpften plötzlich »aufwachen« und es bereuen, menschenfeindlich eingestellte Parteien gewählt zu haben. Ein Faktor ist also in Zusammenhang mit dem kollektiven Rassismus nicht nur der einzelne Mensch – der selbst, wie beschrieben, Rassismus erlernt – sondern auch die Gesellschaft, in der er lebt. Diese bestimmt mit, welche Denk- und Verhaltensstrukturen Menschen entwickeln.

Das entbindet natürlich den einzelnen Menschen, der rassistische Handlungen ausführt oder andere verletzt, nicht von Verantwortung und Schuld, im Gegenteil. Denn die gesellschaftliche Verankerung und Normalisierung von Rassismus, so stark sie auch ist, spricht den einzelnen Menschen nicht von seiner Verantwortung frei. Menschenfeindliche Parteien zu wählen, Menschen rassistisch zu beleidigen, zu verletzen, gar zu töten: Am Ende sind es Individuen, die entscheiden, rassistisch zu handeln. Die Verantwortung für ihre Handlungen liegt allein bei ihnen. Es soll in diesem Buch

um die Faktoren gehen, die dieses individuelle Handeln begünstigen, erlauben oder gar »rechtfertigen«.

Kollektiver Rassismus: Beispiel Polen

Diese Faktoren – Gesellschaft mit ihren Institutionen und Strukturen, Gesetze und Richtlinien wie auch öffentliche Debatten – wiederum werden maßgeblich vom Staat und seinen Akteur:innen sowie von Medien und ihren Akteur:innen mitgeformt. Über die Frage der Ursache von Rassismus schreibt Andreas Zick, dass Rassismus »historische, gesellschaftliche, aber auch individuelle und biografische Wurzeln« habe. Es seien aber »trotz aller Differenzen der Theorien über die Ursachen« einige gesellschaftliche Gründe »in besonderer Weise verantwortlich«: Zum Beispiel, wenn »Gesellschaften diskriminierende Unterschiede zwischen Gruppen zulassen oder sogar in ihr Rechts-, Bildungs- und Wertesystem aufnehmen«, so Andreas Zick im Gespräch, sei die Gefahr einer »Normalisierung« von Menschenfeindlichkeit groß. Und mit dieser Normalisierung geht einher, dass rassistisches Denken zur aktiven Diskriminierung werden kann.

Außerdem seien Länder mit einer »fragilen oder antidemokratischen Kultur« stärker rassistisch geprägt, schreibt Zick.⁶ Das kann damit zusammenhängen, dass Rassismus oft ein zentrales Element antidemokratischer und extremistischer Ideologien ist. Sind solche Kräfte im politischen System vertreten oder gar an der Macht, führt das nicht nur zu einer Destabilisierung des demokratischen Systems, sondern auch zu einer politischen und damit strukturellen Verankerung von Rassismus und Menschenfeindlichkeit. Das lässt sich überall dort beobachten, wo extremistische Kräfte an die Macht kommen oder bereits an der Macht sind, die gesellschaftliche Gruppen in höher- und minderwertige tei-

da hat für mich die Ukraine Vorrang, ja.«¹⁷ Keine Nachfrage des Moderators, warum dem so sei. Dass dieser Aussage rassistische Narrative zugrunde liegen, interessiert in diesem Gespräch keinen von beiden.

In Polen, schließt Michał Krzyżanowski, sei durch die PiS eine »moralische Panik« in Bezug auf Einwanderung etabliert worden, wodurch die öffentliche Debatte »signifikant« verändert worden sei. Solche »bedeutenden Veränderungen« in der Dynamik von Diskussionen, so der Wissenschaftler, seien nicht zufällig geschehen. Sondern Ergebnis »bewusster, gut durchdachter, opportunistischer politischer Kommunikationsstrategien, die die Verbreitung von Ideen und Ideologien«¹⁸ in der Breite des öffentlichen Raums ermöglichten. Wie effektiv und sogar innerhalb kürzester Zeit so etwas möglich ist, sieht man in Polen. Und nicht nur dort.

Rassismus – überall, aber nicht bei uns

Rassismus ist ein kollektives Phänomen – und muss demnach kollektiv angegangen werden, wenn er denn angegangen werden soll. Zwar sind sich in Deutschland mehr oder weniger alle einig, dass Rassismus schlecht ist (sogar Politiker:innen der AfD finden Rassismus doof, zumindest behaupten sie das); aber darüber, dass Rassismus ein kollektives Problem ist, darüber herrscht gerade in der politischen und medialen Sphäre überhaupt keine Einigkeit. Im Gegenteil. Rassismus wird dem Individuum und den Extremen zugerechnet, gar nur mit einer politischen Richtung in Verbindung gebracht. *Wenn* in Deutschland politisch und medial über Rassismus gesprochen wird, dann in der Regel nur in Zusammenhang mit Einzeltäter:innen oder mit Extremismus – oder mit dem Ausland. Was in den USA geschieht, ist Rassismus, darüber ist man sich weitgehend einig. So wurde der Mord an George Floyd über alle politischen Lager hin-

weg als Rassismus beschrieben und verurteilt. In Deutschland hingegen gibt es, glaubt man vielen Politiker:innen und Medien, über den NSU, extremistische Chatgruppen, den Tätern von Hanau, Mölln, Solingen hinaus keinen Rassismus. Politiker:innen und Medien aus dem demokratischen Spektrum in Verbindung mit Rassismus zu bringen, wird wahlweise als Beleidigung, Empfindlichkeit oder Verleumdung empfunden und abgetan.

Im September 2022 fand bei einer syrischstämmigen Familie in Berlin ein Polizeieinsatz statt, der laut Polizei eskalierte. Einer der Polizisten wurde dabei gefilmt, wie er zu dem Ehepaar sagte: »Ihr seid hier in unserem Land, ihr habt euch nach unseren Gesetzen zu verhalten«. Und: »Das ist mein Land, und du bist hier Gast.« Und zur Frau, die mehrmals darauf hinwies, dass ihre Kinder schliefen: »Halt die Fresse, fass mich nicht an [...] Ich bringe dich ins Gefängnis.«¹⁹ Die Aussagen, dass Menschen anderer Herkunft in Deutschland »Gast« seien und es »sein Land« sei, ist ein klassisches rassistisches Narrativ: Menschen anderer Herkunft bleiben immer »anders« (»Deutschthum«, »Kultur«, »deutsches Blut«). Es ist eine Abwandlung der Erzählung, dass Menschen aus bestimmten »Kulturkreisen« immer »Ausländer« bleiben – Grund dafür ist allein ihre Ethnie oder ihre »Rasse«. Während einige Medien wie der *Tagesspiegel* den Rassismus benannten,²⁰ wurde er von höchster Stelle verneint.

Bundesinnenministerin Nancy Faeser antwortete auf die Frage, ob der Vorfall rassistisch sei: »Nein, das empfinde ich nicht als Rassismus.« Im Allgemeinen gestand sie zu, dass es Rassismus in der Polizei gebe. »Und wenn sich da jemand vergreift und jemanden diskriminiert, dann dulden wir das auch nicht«, sagte sie. Aber manchmal müssten Beamt:innen die Dinge »auch mal deutlich« ansprechen.²¹ Die Politikerin sprach von »Diskriminierung« – welche andere

Diskriminierung als eine rassistische hier in Frage kommt, wurde sie nicht gefragt. Zudem wandelt sie eine eindeutig rassistische Aussage in eine »deutliche« Aussage um.

An dieser Stelle soll es nicht um individuelle rassistische Denkmuster gehen. Das heißt nicht, dass ein:e einzelne Polizist:in, die an rassistische Narrative glaubt, nicht immensen Schaden anrichtet – von Trauma bei Betroffenen, über Verletzungen bis hin zum Tod. Eine Bestrafung oder Suspendierung einer solchen Person ist in dieser Hinsicht wichtig, weil damit Schaden von anderen Menschen abgewendet werden kann. Um sich dem Problem von Rassismus aber grundsätzlich und strukturell zu nähern, muss man tiefgreifender ansetzen. Und dazu gehört zuallererst: Das Problem anzuerkennen. Und es zu benennen.

Vor dem »Rassismus-Vorwurf« besteht fast so etwas wie eine pathologische Angst. »In Deutschland ist der Rassismusvorwurf auf einem ähnlichen Level wie der Pädophilie-Vorwurf«, kommentiert der Soziologe Aladin El-Mafaalani diese Angst im Gespräch. Also der schlimmste Vorwurf, den man einer Person machen kann. In den USA wird weitaus offener über Rassismus gesprochen als in Deutschland. Dort ist er eine gängige Kategorie in der Forschung, ebenso in Kanada, Großbritannien und anderen Einwanderungsländern. Aus diesen Staaten stammt ein Großteil der Rassismus-Forschung – und diese dient dazu, Rassismus ins »Hellfeld« zu bringen. Um die eingangs beschriebenen, oft unbewussten Denkmuster analysieren und verstehen zu können. Nicht um »Rassismus-Vorwürfe« erheben zu können, sondern um Rassismus abzubauen.

Wer rassistisch denkt, ist nicht zwangsläufig ein:e Rassist:in. Sehr viele Menschen haben rassistische Denkmuster, aber nur die wenigsten sind Rassist:innen. »Echte« Rassist:innen sind in der Regel extremistisch; hier stimmt

der Zusammenhang. »Rassist:innen haben ein weitgehend geschlossenes rassistisch geprägtes Selbst- und Weltbild und sind eher Forschungsobjekte der Rechtsextremismusforschung«²², schreibt Aladin El-Mafaalani. Wenn alle Menschen, die an das ein oder andere oder auch an mehrere rassistische Narrative glauben, Rassist:innen wären, dann hätte Deutschland ein weitaus größeres Extremismusproblem. Der Polizist, der die Berliner Familie rassistisch beleidigte, ist deswegen nicht gleich ein Rassist. Man kann über ihn nur sicher sagen: Er glaubt an das rassistische Narrativ, dass Menschen anderer Herkunft nicht zu Deutschland gehören. Man kann vermuten, dass sein Umfeld – nach Andreas Zick – keines ist, in dem Rassismus eindeutig »unerwünscht« ist. Und so wurde in seinem Fall aus einem rassistischen Denkmuster aktive Diskriminierung. Aufgabe der Gesellschaft, insbesondere des Staats und der Medien, wäre es, genau hier anzusetzen. Klarzumachen, dass Rassismus »unerwünscht« ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass Generation nach Generation in Deutschland rassistischen Erzählungen ausgesetzt ist, zu verringern. Denn es geht schon viel zu lange so. Es wäre Zeit, dass sich die Geschichten ändern.

In Kohleminen wurden zu Zeiten, als es noch keine Gasmessgeräte gab, Kanarienvögel eingesetzt. Die kleinen Tierchen sind sehr empfindlich gegenüber toxischen Gasen. Und so wurden, zum Beispiel in Großbritannien seit 1911, in jeder Mine zwei Vögel platziert. In dem Fall, dass irgendwo Kohlenmonoxid entwich, das zu einer Explosion führen könnte, spürten die Kanarienvögel die Gefahr als Erste. Sie wurden unruhig, begannen zu zwitschern; und so wussten die Bergleute, dass sie schnell rausmussten. Die Minen waren dank der Vögel sicherer.²³

Die Möglichkeiten, sich über Rassismus zu bilden, sind heute größer als noch vor 30, 40 oder 50 Jahren. Von Ras-

sismus betroffene Menschen machen ihre Stimmen hörbar. Menschen, die von Menschenfeindlichkeit, egal welcher, betroffen sind, haben oft ein feines Gespür dafür, wie es einer Demokratie geht. Ob sie ihre Versprechen erfüllt, Minderheiten zu schützen; ob die bürgerlichen Freiheiten für alle gelten; ob die Meinung wirklich frei ist, weil alle sie geschützt äußern können; ob Gewalt, verbal und physisch, als politisches Mittel zunimmt; ob die Justiz frei und gleich ist; ob die Würde des Menschen unantastbar ist. Man könnte diese Menschen als Kanarienvögel für die Demokratie bezeichnen. Sie zwitschern schon lange. Etwas stimmt hier nicht. Nur will kaum jemand zuhören.